

Klaus Pfeffer

Ein missionarischer Aufbruch nach innen

Klaus Pfeffer ist Generalvikar im Bistum Essen.

Was wir spirituell aus der Zeit der Reformation und Reform der christlichen Kirche lernen könnten

Mit Jubiläumsfeiern werden große Hoffnungen verbunden – gerade in Zeiten der Unzufriedenheit. So ist das im Blick auf das Reformationsjubiläum, und genauso bei vielen anderen Anlässen, zu denen in unseren Kirchen kräftig gefeiert wird. Ein Motivationsschub soll entstehen, damit nach dem großen Fest vieles anders und besser wird. Die Hoffnung ist Ausdruck einer verbreiteten trüben Stimmungslage: Die Menschen laufen uns in Scharen davon. Die Kirchengastzahlen spiegeln den dramatischen Bedeutungsverlust des Christentums wieder, und ein Ende dieses Negativ-Trends ist nicht in Sicht. Daran wird auch das Reformations-Gedenken wohl nicht viel ändern. Die Menschen in Deutschland werden nicht plötzlich massenhaft in unsere Kirchen strömen und ein neues volkswirtschaftliches Zeitalter einleiten.

Und dennoch birgt die Erinnerung an die Ereignisse vor 500 Jahren eine große Chance: Sie kann mit ihrem nüchternen Blick in die Geschichte vieles von dem relativieren, was uns derzeit als gewaltige Herausforderung erscheint. Vor 500 Jahren ereignete sich ja kein singuläres Ereignis, sondern ein epochaler Umbruch in ganz Europa. Binnen weniger Jahre brachen Systeme des Denkens und der strukturellen Ordnung in sich zusammen und veränderten unser Land und unseren Kontinent. Komplexe historische Entwicklungen hatten dazu geführt – und als es an der Zeit war, trugen viele Persönlichkeiten dazu bei, diesen Umbruch zu gestalten. Es war ein Prozess, der viele Jahrzehnte dauerte – verbunden mit Konflikten und Auseinandersetzungen, befreienden Wandlungen, schmerzhaften Verlusten und

schrecklichen Kriegen. Am Ende war die Einheit des Christentums in Europa verloren – zugleich aber fand ein vielfältiger gewordenes Christentum seinen Weg in die aufgeklärte Moderne.

Veränderungsprozesse sind keine einfachen Wundergeschichten – sie sind schwierig und herausfordernd, aber unumgänglich, wenn das Überleben gesichert werden soll. Sie brauchen Zeit und sind nicht von einzelnen Personen oder Gruppen einfach „machbar“. Angetrieben werden sie vor allem von den vielfältigen Entwicklungen, die sich in der gesamten Umwelt vollziehen. Das ist aus der Reformationszeit zu lernen – denn auch heute erleben wir einen ähnlich epochalen Umbruch. In unserer globalisierten, digitalisierten und extrem pluralisierten Welt bleibt kaum noch etwas, wie es noch vor wenigen Jahren war.

In solchen Umbruchzeiten ist es schwer, die richtigen Wege zu finden. Wie soll ein Christentum und wie soll eine Kirche in der Zukunft aussehen? Welche Entscheidungen sollten Christen für sich persönlich und für ihre Kirchen treffen? Was ist jetzt wichtig und wesentlich?

In den Jahrzehnten der Reformation entdeckte ich ein Phänomen, das mir besonders wichtig scheint – und das in der historischen Betrachtung oft übersehen wird. Der Weg Martin Luthers hat einen sehr persönlichen, spirituellen Ausgangspunkt. Gerade in seinen frühen Jahren ringt Luther zutiefst mit sich und mit Gott. Existentiell setzt er sich mit der Bibel auseinander. Der Luther-Biograph Heinz Schilling stellt fest, dass der Text der Bibel dem Reformator „in der vordergründigen Heillosigkeit der Welt zum alleinigen Rettungsanker des Menschen“ wurde; und dabei erlangte das Wort Gottes mit einer „existentiellen Radikalität“ eine Bedeutung für das konkrete Leben.¹ Die Freiheit des Christenmenschen kommt damit neu zu ihrem Recht, indem der einzelne Mensch nicht mehr „auf Vermittler oder Autoritäten außerhalb seines Ichs angewiesen ist“², sondern unmittelbar in die Begegnung mit Gott eintreten kann.

¹ Schilling, Heinz: Martin Luther. Rebell in einer Zeit des Umbruchs. München 2012, 99.

² Ebd., 99f.

Eine spirituelle Entdeckung verleiht Luther die Kraft, zu einem Motor der Reformation zu werden: Er erkennt, dass der Glaube an Christus entscheidend ist, um sich der göttlichen Gnade gewiss zu sein. Gebet, Spiritualität, innere Seelenarbeit werden zur Grundlage christlichen Glaubens, womit ein „Grundsatzwandel in der Frömmigkeit, ja in der christlichen Kultur generell“ seinen Anfang nimmt – „von der Leistungsfrömmigkeit und dem Markt religiöser Verrichtungen hin zur Glaubens- und Gnadenfrömmigkeit, vor der alle Angebote der spätmittelalterlichen Kirche zu wertlosen Heilpflasterchen wurden“.³

Zeitgleich mit Luther teilen diese Entdeckung auch andere Persönlichkeiten – allen voran auf römisch-katholischer Seite Ignatius von Loyola. Der Begründer des Jesuitenordens wird sogar zu einer entscheidenden Kraft der Reform der römisch-katholischen Kirche. Ignatius entdeckt die Wirksamkeit Gottes in den inneren Bewegungen der Seele. Die geistliche Erfahrung wird zum Dreh- und Angelpunkt christlichen Lebens. Der einzelne Gläubige geht in Stille und unter Anleitung eines Begleiters einen Weg der inneren Auseinandersetzung mit der Heiligen Schrift und mit seinem eigenen Leben. Die „Ignatianischen Exerzitien“ sind bis heute der Kern der spirituellen Ausbildung im Jesuitenorden, aber ebenso gefragt unter Gläubigen, die nach einer inneren geistlichen Quelle suchen.

Der spirituelle Weg, der im Zeitalter der Reformation neu entdeckt wurde, respektiert die Freiheit des einzelnen Christenmenschen und eröffnet ganz persönliche, geistliche Wege. Für Institutionen ist das allerdings „gefährlich“: Freie Menschen lassen sich nicht so einfach in ein religiöses oder politisches System integrieren – und schon gar nicht, wenn es nur um fraglose Anpassung geht. Deshalb geraten spirituelle Menschen oft in Konflikt mit der Institution – auch Ignatius von Loyola stand unter Häresieverdacht.

Es ist eine Herausforderung, die Freiheit der Christenmenschen in Balance zu halten mit dem Anspruch, die Gemeinschaft der einen Kirche zu wahren. Vielleicht tun sich unsere Kirchen auch

deshalb so schwer, in einer pluralen, individualisierten und freiheitlichen Welt ihren Raum zu finden. Es braucht die Bereitschaft, Vielfalt und Differenz auszuhalten – und es braucht das Vertrauen in Gott, der über der Vielfalt eine Verbundenheit sichert.

Einheit ist nur in Vielfalt denkbar. Die Reformationszeit hat das Christentum in eine Vielfalt der konfessionellen Trennungen geführt. Damals gab es noch keinen Toleranzgedanken, vielmehr prägten Exklusivität und Ausschließlichkeit das religiöse Denken. Darum gab es wohl auch keine Alternative zu einer in Konfessionen getrennten Vielfalt des Christentums. Aber zugleich legten die spirituellen Entdeckungen jener Zeit auch den Ursprung für eine Überwindung der Trennungen. Wenn Gott es ist, der Vielfalt wirkt, dann ist sie kein Unglück, sondern ein Reichtum. In der pluralen und freiheitlichen Moderne kann das Christentum gar nicht anders als vielfältig sein, wenn es die Menschen erreichen will.

So ist meine Vision für das Christentum eine Vision der Einheit in Vielfalt: Die konfessionellen Grenzen werden überwunden und lassen eine Kirche wachsen, die Vielfalt und Differenz in geistlicher Verbundenheit zulässt. Die Glaubenskämpfe, die es heute immer noch auf allen Ebenen gibt, erweisen sich als subtile Machtkämpfe um die Frage, wer „recht“ hat und wer „richtiger“ ist. Gottes Wahrheit aber ist größer als jegliche menschliche Wahrheit und bietet Raum für Vielfalt und Weite. Die innerchristlichen Kämpfe schaden der Glaubwürdigkeit und der Kraft der christlichen Botschaft. Angesichts der Heftigkeit mancher Auseinandersetzung zwischen den verschiedenen „Flügeln“ in meiner eigenen Kirche denke ich manchmal erschreckt, dass die Gegner des Christentums nicht so sehr außerhalb zu vermuten sind, sondern in den eigenen Reihen. Wir Christen machen uns zuweilen das Leben gegenseitig schwer.

Das bevorstehende Reformations-Jubiläum ist eine Einladung zu einer geistlichen Reform unserer christlichen Kirchen. Wir brauchen eine „Wartburg“ im übertragenen Sinn, die uns einen Exerzitienweg ermöglicht, der in die Begegnung mit Gott führt. Es geht um eine innere Suche

³ Ebd., 152.



nach dem, was der christliche Glaube heute für das eigene Leben und für unsere Welt bedeutet. Die volkscirchlich „fetten“ Jahre haben unsere Kirchen spirituell schwach werden lassen. Die Zugehörigkeit zum Christentum war in weiten Teilen einer selbstverständlichen Sozialisation geschuldet; bei der eine persönliche Glaubensentscheidung nicht wirklich notwendig war. In der pluralen und individualisierten Gesellschaft reicht aber eine anerzogene und eher ritualisierte Religiosität nicht mehr aus. Christsein braucht heute eine persönliche Entscheidung, die auf innerer Erfahrung und Überzeugung beruht.

Der missionarische Aufbruch, den wir heute brauchen, führt in die innere Erfahrung, in die persönliche Begegnung mit Gott über die Heilige Schrift und manche christliche Tradition. Zugleich brauchen wir eine neue Fähigkeit, über unseren Glauben zu sprechen

und im gemeinsamen Gespräch nach dem zu suchen, was uns von Gott her trägt, welche Bedeutung Christus für uns hat und wie wir sei-

ne Botschaft für unsere Zeit verstehen können. Die Sehnsucht danach ist durchaus vorhanden: In den Dialogprozessen meiner eigenen Kirche entdecke ich in den letzten Jahren ein großes Bedürfnis, über unseren Glauben offen ins Gespräch zu kommen und dabei in spirituelle Tiefen vorzudringen, die im kirchlichen Alltag bislang meist tabuisiert sind.

In ökumenischer Hinsicht gilt es, die geistlichen Schätze zu entdecken, die die je andere Konfession in besonderer Weise bewahrt und entwickelt hat. Die protestantische Wertschätzung des Wortes Gottes hilft, in der inneren Auseinandersetzung mit der Heiligen Schrift die Verbindung zum Ursprung und Grund unseres Glaubens zu suchen. Die katholische Liebe zur sakramentalen Verbindung mit Christus vor allem in der Eucharistie und ihre Achtung der Tradition hilft, den auferstandenen Christus in der Gemeinschaft der Kirche in Vergangenheit und Gegenwart zu erfahren. Es geht um eine ökumenische und geistliche Neuentdeckung der Kirche, die alle Christen in einer vielfältigen Gemeinschaft verbindet – miteinander und so auch mit dem dreieinigen Gott, der von Anfang an wollte und will, „dass alle eins sind“ (vgl. Joh 17, 20ff.).

Als Dietrich Bonhoeffer im Mai 1944 zur Taufe seines Patenkindes aus der Gefängniszelle einige Gedanken niederschrieb, warf er seiner Kirche vor, dass sie „in diesen Jahren nur um ihre Selbsterhaltung gekämpft hat, als wäre sie ein Selbstzweck“. Deshalb sei sie „unfähig, Träger des versöhnenden und erlösenden Wortes für die Menschen und die Welt zu sein“, und deshalb „müssen die früheren Worte kraftlos werden und verstummen“.⁴ Bonhoeffers Worte klingen aktueller denn je. Auch heute sind unsere Kirchen getrieben vom Kampf um den Selbsterhalt – in unserer Gesellschaft stoßen sie immer weniger auf Interesse. Bonhoeffer empfahl vor mehr als 70 Jahren etwas, das auch Richtschnur für uns sein kann: „Unser Christsein wird heute nur in zweierlei bestehen: im Beten und im Tun des Gerechten unter den Menschen“.⁵ Daraus müsse „alles

„Eine spirituelle Entdeckung verleiht Luther die Kraft, zu einem Motor der Reformation zu werden: Er erkennt, dass der Glaube an Christus entscheidend ist, um sich der göttlichen Gnade gewiss zu sein. Gebet, Spiritualität, innere Seelenarbeit werden zur Grundlage christlichen Glaubens (...)“

Denken, Reden und Organisieren in den Dingen des Christentums ... neu geboren werden“.

Bonhoeffer setzt auf „Umkehr und Läuterung“. Es geht ihm um eine Selbst-Missionierung, die der Mission nach außen zuvor kommen muss. Wenn wir Christen nicht so sehr um den institutionellen Selbsterhalt kämpfen, sondern gemeinsam nach dem suchen, was unsere geistlichen Quellen sind, dann gilt Bonhoeffers große Verheißung: „Es ist nicht unsere Sache, den Tag vorauszusagen – aber der Tag wird kommen –, an dem wieder Menschen berufen werden, das Wort Gottes so auszusprechen, dass sich die Welt darunter verändert und erneuert. Es wird eine neue Sprache sein, vielleicht ganz unreligiös, aber befreiend und erlösend, wie die Sprache Jesu, dass sich die Menschen über sie entsetzen und doch von ihrer Gewalt überwunden werden, die Sprache einer neuen Gerechtigkeit und Wahrheit, die Sprache, die den Frieden Gottes mit den Menschen und das Nahen seines Reiches verkündigt. Bis dahin wird die Sache der Christen eine stille und verborgene sein; aber es wird Menschen geben, die beten und das Gerechte tun und auf Gottes Zeit warten.“⁶

⁴ Bonhoeffer, Dietrich: Widerstand und Ergebung. Gütersloh 2011, 434.

⁵ Ebd.

⁶ Ebd., 436.